

Die biographische Illusion¹

Pierre Bourdieu

[BIOS 3 (1990), Heft 1, 75-81]

Die „Lebensgeschichte“ ist eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen, die sich in das wissenschaftliche Universum hineingeschuggelt haben; zunächst ohne Pauken und Trompeten bei den Ethnologen, dann in jüngerer Zeit und nicht ohne Getöse bei den Soziologen. Über Lebensgeschichte zu sprechen setzt mindestens voraus, und das ist nicht nichts, dass das Leben eine Geschichte ist und dass, wie in dem Buch *Ein Leben* von Maupassant [1883 als Fortsetzungsroman in der französischen Zeitschrift *Gil Blas* (Paris) erstmals erschienen, Anm. d. Red.], ein Leben unauflöslich das Gesamt der Ereignisse einer individuellen Existenz ist, aufgefasst als eine Geschichte und als die Erzählung dieser Geschichte. Genau dies sagt die Alltagsvorstellung aus, die gewöhnliche Rede also, die das Leben als Weg, Straße, Karriere mit ihren Kreuzungen (Herkules zwischen dem Laster und der Tugend), ihren Gefährdungen, zumal ihren Hinterhalten (Jules Romains spricht von den „sukzessiven Hinterhalten der Zwischenprüfungen und Examen“) beschreibt, oder als ein Weitergehen, also als einen Weg, den man macht und der gemacht werden muss, eine Strecke, ein Wettrennen, Kursus, Passage, Reise, vorgezeichneter Parcours, eine lineare Bewegung, mit einer Richtung (die „Mobilität“), bestehend aus einem Anfang („einem Eintritt ins Leben“), Abschnitten, und einem Ende im doppelten Sinn, nämlich im Sinn von Ziel („Er wird seinen Weg machen“ bedeutet: er wird Erfolg haben, eine gute berufliche Karriere machen) und im Sinne von Ende der Geschichte. Das bedeutet, stillschweigend die Philosophie der Geschichte im Sinne des Aufeinanderfolgens historischer Ereignisse zu akzeptieren, *Geschichte* [im Original deutsch, Anm. d. Übers.], die in einer Philosophie der Geschichte im Sinne der historischen Erzählung impliziert ist, Historie also – kurz, in einer Theorie der Erzählung, sei es eines Historikers oder eines Roman-Autors, was in dieser Hinsicht nicht zu unterscheiden ist. Biographien oder Autobiographien sind dafür besonders prädestiniert.

Ohne Absicht auf Vollständigkeit kann man doch versuchen, einige der Vorannahmen dieser Theorie freizulegen. Zunächst die Tatsache, dass „das Leben“ ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang, der als ein einheitlicher Ausdruck einer subjektiven und objektiven „Intention“, eines Projekts aufgefasst werden kann und muss: Sartres Bestimmung des „*projet original*“, des ursprünglichen Projekts, bringt lediglich explizit zum Ausdruck, was in den „schon“, „von nun an“,

1 Bourdieu, Pierre (1986): L'illusion biographique, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63, 69-72. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Pierre Bourdieu. Aus dem Französischen übersetzt von Eckart Liebau.

„seit seinen jungen Jahren“ etc. der gewöhnlichen Biographien impliziert ist oder in den „immer“ („Ich habe immer die Musik geliebt“) der „Lebensgeschichten“. Dieses Leben, das als eine Geschichte organisiert ist, spielt sich nach einer gleichzeitig chronologischen und logischen Ordnung ab, von einem Anfang an, einem Ursprung im doppelten Sinne des örtlichen Ausgangspunkts und des zeitlichen Anfangs, aber ebenso nach einem Prinzip, einer *raison d'être*, einem ersten Grund, bis zu seinem Ende, das zugleich ein Ziel ist. Die biographische oder autobiographische Erzählung, wie die des Untersuchten, der sich einem Befrager „öffnet“, schlägt Ereignisse vor, die, ohne immer ganz und vollständig in ihrer strikten chronologischen Reihenfolge dargestellt zu sein (jeder, der Lebensgeschichten zusammengetragen hat, weiß, dass die Befragten regelmäßig den Faden der strikt chronologischen Abfolge verlieren), dazu tendieren oder neigen, sich in nach einsehbaren Beziehungen geordneten Sequenzen zu organisieren. Das Subjekt und das Objekt der Biographie (der Fragende und der Untersuchte) haben in gewisser Weise das gleiche Interesse, das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz (und, implizit, der gesamten Existenz) zu akzeptieren. Man ist zweifellos berechtigt zu unterstellen, dass die autobiographische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen, indem sie einsehbare Beziehungen wie die der Folgewirkung von einem verursachenden oder letzten Grund zwischen aufeinanderfolgenden Zuständen herstellt, die so zu Etappen einer notwendigen Entwicklung gemacht werden. (Und es ist wahrscheinlich, dass der Ertrag von Kohärenz und Notwendigkeit prinzipiell interessegeleitet ist, variabel je nach Position und Laufbahn, die die Befragten in das biographische Unternehmen hereintragen, vgl. Muel-Dreyfus 1983). Diese Neigung, sich dadurch zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen, dass man im Dienst einer allgemeinen Intention gewisse signifikante Ereignisse auswählt und zwischen ihnen eigene Beziehungen stiftet, um ihnen Kohärenz zu geben – wie die, die ihre Setzung als etwas, was Ursachen hat oder häufiger als etwas, das auf ein Ziel führt –, findet die natürliche Komplizenschaft des Biographen, der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren.

Es ist bemerkenswert, dass die Aufgabe der Struktur des Romans als lineare Erzählung zusammengefallen ist mit der Infragestellung der Sicht des Lebens als Existenz mit gegebenem Sinn, in der doppelten Bedeutung der Bestimmung und der Richtung. Dieser doppelte Bruch, der durch Faulkners Roman *The sound and the fury* symbolisiert wird, drückt sich in aller Klarheit in der Definition des Lebens als Anti-Geschichte aus, die Shakespeare am Schluss von *Macbeth* vorschlägt: „Dies ist eine Geschichte, die ein Idiot erzählt, eine Geschichte voll von Lärm und Wut, aber ohne Sinn“. Eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen, bedeutet vielleicht, sich einer rhetorischen Illusion zu unterwerfen, einer trivialen Vorstellung von der Existenz, die eine ganze literarische Tradition nicht aufgehört hat und nicht aufhört zu unterstützen. Deshalb ist es logisch, bei jenen um Hilfe zu fragen, die einen Bruch mit dieser Tradition gerade auf dem Feld seiner exemplarischen Erfüllung gemacht haben. Wie Alain Robbe-Grillet darlegt, „ist die Inthronisierung des modernen Romans in einem präzisen Sinn an diese Erkenntnis gebunden: Die Wirklichkeit ist diskontinuierlich, geformt aus nebeneinandergesetzten Elementen ohne Grund, deren

jedes einzigartig ist, umso schwieriger zu fassen, als sie immer unerwartet auftauchen, unpassend, zufallsbedingt“ (Robbe-Grillet 1984: 208).

Die Erfindung einer neuen literarischen Ausdrucksform macht *a contrario* die Willkür der traditionellen Repräsentation des romanhaften Diskurses als kohärente und totalisierende Geschichte und der Existenzphilosophie deutlich, die diese rhetorische Konvention impliziert. Nichts verpflichtet dazu, die Existenzphilosophie zu übernehmen, die für einige ihrer Initiatoren mit dieser rhetorischen Revolution untrennbar verbunden ist²; aber man kann keinesfalls der Frage nach den sozialen Mechanismen ausweichen, die die gewöhnliche Erfahrung des Lebens als Einheit und als Ganzheit begünstigen und bestätigen. Wie also, ohne die Grenzen der Soziologie zu verlassen, auf die alte empiristische Frage nach der Existenz eines Ich antworten, das nicht auf die Rhapsodie der einzelnen Empfindungen reduzierbar ist? Zweifellos kann man im Habitus das aktive Prinzip der Vereinheitlichung der Praktiken und Repräsentationen finden, das nicht auf passive Wahrnehmungen reduzierbar ist (also das historisch konstituierte und dementsprechend historisch situierte Äquivalent dieses Ich, dessen Existenz man nach Kant postulieren muss, um der Synthese der wahrnehmbaren Vielfalt, wie sie der Empfindung gegeben ist und der Verbindung der Repräsentationen in einem Bewusstsein Rechnung zu tragen). Aber diese praktische Identität öffnet sich zur Intuition nur in der unerschöpflichen Serie seiner aufeinanderfolgenden Manifestationen, sodass die einzige Art, sie als solche zu empfinden, vielleicht darin besteht zu versuchen, sie in der Einheit einer totalisierenden Erzählung wieder zu ergreifen (wie es die verschiedenen, mehr oder weniger institutionalisierten Formen des „Redens von sich“, vertrauliche Mitteilung etc. erlauben).

Die soziale Welt, die dazu neigt, die Normalität mit der Identität zu identifizieren, die als Konstanz eines vernünftigen Wesens mit sich selber aufgefasst wird – also vorhersehbar oder, mehr oder weniger, verständlich im Sinne einer gut konstruierten Geschichte (im Gegensatz zu der Geschichte, die ein Idiot erzählt) –, verfügt über alle möglichen Institutionen der Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich. Die offensichtlichste ist natürlich der Eigenname, der nach dem Ausdruck von Kripke als „rigider Bezeichner dasselbe Objekt in jedem beliebig möglichen Universum bezeichnet“, also konkret: in den verschiedenen Zuständen desselben sozialen Feldes (diachrone Konstanz) oder im selben Moment in verschiedenen sozialen Feldern (synchrone Einheit über die Vielfalt der eigenommenen Positionen hinaus, vgl. Kripke 1982, Engel 1985). Und Ziff, der den Eigennamen als einen „Fixpunkt in einer Welt in Bewegung“ beschreibt, hat Recht, in den „Taufriten“ die notwendige Art zu sehen, eine Identität zu erzwingen (Ziff 1960: 102 ff.). Durch diese ganz und gar einzigartige Form der Namensgebung, die den Eigennamen konstituiert, findet sich eine konstante und haltbare soziale Identität eingerichtet, die die Identität des biologischen Individuums in allen möglichen Feldern garantiert, wo es als Handelndes eingreift, also in allen seinen möglichen Lebensgeschichten. Es ist der Eigenname „Marcel Dassault“ – zusammen mit der biologischen Individualität, für die er die sozial instituierte Form darstellt –, der die Konstanz durch die Zeit und die Einheit in den sozialen Räumen der verschiedenen sozialen Akteure sichert, die der Ausdruck jener Individualität in den verschiedenen

2 „All' das, das ist vom Wirklichen, also Fragmentarischen, Flüchtigen, Vergeblichen, so zufällig und so partikular, daß jedes Ereignis hier in jedem Moment als grundlos erscheint, und jede Existenz schließlich als der mindesten vereinheitlichenden Kennzeichnung entzogen.“ (Robbe-Grillet 1984: 208).

Feldern sind: der Patron des Unternehmens, der Patron der Zeitung, der Abgeordnete, der Filmproduzent etc.; und es ist kein Zufall, dass die Unterschrift, *signum authenticum*, die diese Identität bestätigt, die juristische Bedingung der Übertragungen von einem Feld in ein anderes ist, also von einem Akteur zu einem anderen, von zugeordneten Eigentumstiteln an das so instituierte Individuum. Als Institution ist der Eigenname aus Raum und Zeit und aus den Veränderungen nach Orten und Zeiten herausgenommen: Dadurch garantiert er für die bezeichneten Individuen, durch alle Änderungen und alle biologischen und sozialen Fluktuationen hindurch, die Konstanz durch den Namen (*constance nominale*), die Identität im Sinne der Identität mit sich selbst, der *constantia sibi*, die die Sozialordnung erfordert. Und man versteht, dass im Namen des sozialen Universums die heiligsten Notwendigkeiten gegenüber sich selbst die Form von Notwendigkeiten gegenüber dem Eigennamen annehmen (der immer auch in dieser Hinsicht ein gemeinsamer Name ist, als Familienname, der durch einen Vornamen spezifiziert ist). Der Eigenname ist die sichtbare Bestätigung der Identität seines Trägers durch die Zeit und die sozialen Räume, die Grundlage der Einheit seiner aufeinander folgenden Äußerungen und der sozial anerkannten Möglichkeit, seine Äußerungen in den offiziellen Eintragungen zusammenzufassen: als *curriculum vitae*, *cursus honorum*, Strafregister, Nekrolog oder Biographie, die das Leben im Ganzen konstituieren, beendet durch das Urteil, das über eine provisorische oder definitive Bilanz gefällt wurde. Als „rigider Bezeichner“ ist der Eigenname die Form *par excellence* der willkürlichen Setzung, die die Instituierungsriten bewirken: Die Namensgebung und die Klassifikation führen scharf getrennte, absolute Teilungen ein, die indifferent gegenüber umständebedingten Partikularitäten und individuierenden Ereignissen in der Vagheit und der Bewegung der biologischen und sozialen Realitäten sind. So erklärt es sich, dass der Eigenname keine Eigenschaften beschreiben kann, und dass er keinerlei Information über das, was er bezeichnet, transportiert: Da das, was er bezeichnet, niemals etwas anderes ist als eine Rhapsodie, zusammengesetzt und getrennt von biologischen und sozialen Eigenschaften in dauerndem Wandel, wären alle Beschreibungen nur in den Grenzen eines Entwicklungsabschnitts oder eines Raumes gültig. Anders gesagt: Er kann die Identität der Persönlichkeit („*personnalité*“), da es sich um eine sozial konstituierte Individualität handelt, nur um den Preis einer massiven Abstraktion bestätigen. Das ist es, was sich in dem ungewöhnlichen Gebrauch äußert, den Proust vom Eigennamen macht, der durch den bestimmten Artikel begleitet wird („der Swann des Buckingham Palace“, „die Albertine von damals“, „die gummibemantelte Albertine der Regentage“), eine komplexe Art und Weise, durch die sich zugleich die „plötzliche Enthüllung eines fraktionierten, vielgesichtigen Subjekts“ und die Dauerhaftigkeit durch die Pluralität der Welten der Identität hindurch ausdrücken, die durch den Eigennamen sozial bestimmt ist (Nicole 1981: 200 ff.).

So bildet der Eigenname den Kern (man könnte dazu neigen, die Substanz zu sagen) dessen, was man den bürgerlichen Stand nennt, also jenes Ensemble von Eigenschaften (Nationalität, Geschlecht, Alter etc.), die Personen zugeordnet sind, denen das bürgerliche Recht juristische Effekte zuordnet und die, unter dem Vorwand, sie zu konstatieren, in Wirklichkeit die Akte des bürgerlichen Stands instituierten. Ergebnis des einführenden Instituierungsritus, der den Eintritt in die soziale Existenz markiert, ist er das zentrale Objekt all jener aufeinander folgenden Riten der Instituierung oder der Namensgebung, an denen entlang sich die soziale Identität konstruiert: diese Akte (oft öffentlich und feierlich) der Zuschreibung, ausgeführt unter der Kontrolle und mit der

Garantie des Staates, sind auch rigide Ernennungen, also wertvoll für alle möglichen Welten, die eine veritable offizielle Beschreibung von dieser Art der sozialen Essenz, die die Sozialordnung über den Eigennamen instituiert, entwickeln, die gegenüber den historischen Veränderungen transzendent ist; sie beruhen alle im Effekt auf dem Postulat der Konstanz des Namens, das alle Akte der Namensgebung unterstellen, und ebenso im allgemeinsten Sinn alle juristischen Akte, die sich auf eine langfristige Zukunft beziehen; das betrifft Zertifikate, die auf irreversible Art und Weise eine Fähigkeit (oder eine Unfähigkeit) garantieren, Verträge, die für eine entfernte Zukunft binden wie Kredit- oder Versicherungsverträge, oder Strafen, wobei jede Verurteilung die Bestätigung der Identität desjenigen, der sich das Verbrechen zuschulden kommen lässt, und desjenigen, der die Strafe verbüßt, über die Zeit beinhaltet.³

Alles spricht dafür zu unterstellen, dass die Lebenserzählung umso mehr dazu neigt, sich dem offiziellen Modell der offiziellen Selbst-Präsentation – Personalausweis, Nachweis des bürgerlichen Standes, *curriculum vitae*, offizielle Biographie, und der Philosophie der Identität, die dieses unterstellt – anzunähern, je mehr man sich den offiziellen Fragen offizieller Befragungen – deren Grenzfall die gerichtliche oder polizeiliche Befragung ist – nähert, wobei man sich gleichzeitig von den privaten Austauschformen zwischen Bekannten und der dementsprechenden Logik des Vertrauens, die auf diesen geschützten Märkten gilt, entfernt. Die Gesetze, die die Produktion der Diskurse in der Beziehung zwischen einem Habitus und einem Markt regieren, drücken auch dieser speziellen Form des Ausdrucks, die der Diskurs über sich selbst darstellt, ihren Stempel auf; und die Lebenserzählung wird sich in Form und Inhalt nach der sozialen Qualität des Marktes unterscheiden, auf dem sie angeboten wird – wobei die Befragungssituation selbst unvermeidlich dazu beiträgt, den notierten Diskurs zu bestimmen. Aber das eigentliche Ziel dieses Diskurses, die öffentliche Darstellung, also die „Offizialisierung“ einer privaten Vorstellung vom eigenen Leben, dem öffentlichen oder privaten, impliziert ein Mehr an spezifischen Zwängen und Zensuren (hier bilden die juristischen Sanktionen gegen Usurpierungen von Identität oder das illegale Tragen von Auszeichnungen die Grenze). Und alles erlaubt zu unterstellen, dass die Gesetze der offiziellen Biographie dazu neigen werden, sich über die offiziellen Situationen hinaus durchzusetzen: über die unbewussten Vorannahmen der Befragung (wie das Ziel der Chronologie und all das, was der Vorstellung vom Leben als Geschichte inhärent ist); auch über die Befragungssituation selbst, die nach der objektiven Distanz zwischen Befragendem und Befragtem und nach der Fähigkeit des ersten, diese Beziehung zu „manipulieren“, von jener sanften Form offizieller Befragung, die die häufigste ist, bis hin zur Vertraulichkeit variieren können wird – gegen den Willen des Soziologen, die soziologische Untersuchung; über, schließlich, die mehr oder weniger bewusste Vorstellung, die der Untersuchte sich von der Untersuchungssituation machen wird, auf dem Hintergrund seiner direkten oder vermittelten Erfahrung von entsprechenden Si-

3 Die im eigentlichen Sinne biologische Dimension der Individualität – die der bürgerliche Stand in der Form der Personalien und des Passfotos ergreift – ist gewissen Variationen nach Zeiten und Orten unterworfen, also den sozialen Räumen, die dafür (allerdings) eine wesentlich weniger gesicherte Grundlage zur Verfügung stellen als die reine namensbezogene Definition. (Über die Variationen der körperlichen Hexis nach sozialen Räumen könnte man S. Maresca (1981) lesen: *La représentation de la paysannerie. Remarques ethnographiques sur le travail de représentation des dirigeants agricoles*).

tuationen (Interview mit einem bedeutenden Schriftsteller oder einem Politiker, Examenssituation etc.) und die (dementsprechend) seine gesamte Anstrengung der Selbstdarstellung oder, besser, der Produktion seines Selbst orientieren wird.

Die kritische Analyse der schlecht analysierten und schlecht beherrschten sozialen Prozesse, die sich gegen den Willen und doch mit der Komplizenschaft des Forschers bei der Konstruktion des perfekten sozialen Artefakts abspielen, das da „Lebensgeschichte“ heißt (und hier besonders bei der Privilegierung, die der longitudinalen Abfolge der konstitutiven Ereignisse im Blick auf den sozialen Raum gewährt wird, in dem sie geschehen sind, wenn das Leben als Geschichte betrachtet wird), hat ihr Ziel nicht in sich selbst. Sie führt dazu, den Begriff der Laufbahn (*trajectoire*) als eine Abfolge von nacheinander durch denselben Akteur (oder eine bestimmte Gruppe) besetzten Positionen zu konstruieren, in einem (sozialen) Raum, der sich selbst ständig entwickelt und der nicht endenden Transformationen unterworfen ist. Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt, dessen Konstanz zweifellos lediglich in der des Eigennamens besteht, ist beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen. Die biographischen Ereignisse definieren sich also als Platzierungen und Deplatzierungen im sozialen Raum, also, genauer, in den verschiedenen aufeinander folgenden Zuständen der Verteilungsstruktur der verschiedenen Kapitalorten, die in dem betreffenden Feld im Spiel sind. Der Sinn von Bewegungen, die von einer Position zu einer anderen führen (von einem professionellen Posten zu einem anderen, von einem Verleger zu einem anderen, von einem Bistum zu einem anderen etc.) definiert sich in aller Klarheit in der objektiven Beziehung in einem bestimmten Moment zwischen dem Sinn und dem Wert dieser Positionen mitten in einem bestimmten Raum. Man kann also eine Laufbahn (also das soziale Altern, das unabhängig vom biologischen Altern ist, obwohl das eine das andere unvermeidlich begleitet) nur verstehen, wenn man vorher die aufeinander folgenden Zustände des Feldes, in dem sie sich abgespielt hat, konstruiert hat, also das Ensemble der objektiven Beziehungen, die den betreffenden Akteur – mindestens in einer gewissen Zahl anhaltender Zustände – vereinigt haben mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die im selben Feld engagiert sind und die demselben Möglichkeitsraum gegenüberstehen. Diese Vorab-Konstruktion ist auch die Bedingung jeder rigorosen Evaluation dessen, was man die soziale Oberfläche nennen kann, als rigorose Beschreibung der Persönlichkeit, wie sie durch den Eigennamen gekennzeichnet ist, also das Gesamt der gleichzeitig in einem gegebenen Moment von einer biologischen, sozial instituierten Individualität besetzten Positionen, wobei sie mit Hilfe eines Ensembles von Attributen und eigenen Attributionen handelt, die es ihr erlauben, als effizienter Akteur in verschiedenen Feldern einzugreifen.⁴

4 Die Unterscheidung zwischen dem konkreten und dem konstruierten Individuum, dem wirksamen Akteur, verdoppelt sich durch die Unterscheidung zwischen dem Akteur, der in einem Feld wirksam ist, und der Person, die sozial durch die Namensgebung instituiert und Träger von Eigentum(srechten) und Macht ist, die ihr (in gewissen Fällen) eine soziale Schnittfläche sichern, also die Fähigkeit, als Akteur in verschiedenen Feldern zu existieren. Das macht eine gewisse Anzahl normalerweise, besonders im statistischen Ansatz ignorierte Probleme sichtbar: So werden z. B. die Untersuchungen über die „Eliten“ die Frage nach der sozialen Schnittfläche dadurch verschwinden lassen, dass sie die Individuen mit mehreren Positionen durch eine ihrer Eigenschaften charakterisieren, die als dominant oder determinierend angesehen wird, wobei dann der Industriepatron, der zugleich Pressepatron ist, in die Kategorie der Patrons

Die Notwendigkeit dieses Umwegs durch die Konstruktion des Raumes erscheint, erst einmal aufgezählt, so evident – wer würde davon träumen, sich eine Reise vorzustellen, ohne eine Idee von dem Land zu haben, in dem sie sich ereignet? –, dass man Mühe hätte zu verstehen, dass sie sich nicht sofort allen Forschern aufdrängt, wenn man nicht wüsste, dass das Individuum, die Person, das Ich, „das Unersetzliche des Seins“, wie Gide sagte, dem wir unwiderstehlich mit einer sozial unterstützten narzisstischen Bewegung begegnen, auch scheinbar das Realste der Realitäten ist, das *ens realissimum*, sofort unserer faszinierten Eingebung geöffnet, *intuitus personae*.

LITERATUR

- Bourdieu, Pierre (1986): L'illusion biographique, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63, 69-72. <https://doi.org/10.3406/arss.1986.2317>
- Engel, Pascal (1985): Identité et référence, La théorie des noms propres chez Frege et Kripke, Paris.
- Faulkner, William (1929): The Sound and the Fury, New York.
- Kripke, Saul A. (1982): La logique de noms propres (Naming and necessity), Paris.
- Muel-Dreyfus, Francine (1983): Le métier d'éducateur, Les instituteurs de 1900, les éducateurs spécialisés de 1968, Paris.
- Maresca, Sylvain (1981): La représentation de la paysannerie, Remarques ethnographiques sur le travail de représentation des dirigeants agricoles, in: Actes de la Recherche en Sciences Sociales, 38, 3-18.
- Nicole, Eugene (1981): „Personnage et rhétorique du nom“, in: Poétique, 46, 200-216.
- Robbe-Grillet, Alain (1984): Le miroir qui revient, Paris.
- Ziff, Paul (1960): Semantic Analysis, Ithaca.

eingeorordnet wird usw. (Das wird unter anderem dazu führen, aus den Feldern der kulturellen Produktion alle die Produzenten zu eliminieren, deren Hauptaktivität in anderen Feldern situiert ist, wobei man auf diese Weise einige Eigenschaften des Feldes verschwinden lässt.)